

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 8 (1904)

**Artikel:** Die Baukunst als Ausdruck der Kultur  
**Autor:** Rittmeyer, Robert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571736>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

das Geben war die Hauptsache für sie, das Wichtigste. Wenn niemand sie gebraucht hätte, sie wäre daran zugrunde gegangen.

Wer kennt und scheut nicht den grauen, eintönigen Regentag, der keinen Himmelblau durchläßt, der die Sonne selbst verhehlt, der sein Tropfenrieselfied singt, immer nach derselben Melodie, und sich gebärdet, als wolle er endlos, endlos sich dehnen, sodaß kein noch so kleines Unternehmen nach außen sich breitmachen will, daß man selbst nicht einmal die Schuhe anzieht, weil man draußen so gar nichts zu suchen hat? Das war Agathes Leben gewesen. Die Seele hatte noch keine Wanderschule angezogen; denn da war kein Ziel, das sie lockte, kein sonniger Pfad zum Beschreiten. Jetzt aber, mit einem Male, war der Wolkenvorhang zerrissen und zeigte sich am lachenden klarsten Himmel die schönste Sonne: sie verstand nun zu lieben. So kam es, daß sie nach und nach all ihre freie Zeit dem Fillemannschen Kinde gab, was die Magd dort nur zu gerne sah. Der glücklichste Tag war natürlich der Sonntag, sonst ein Tag der Einsamkeit, jetzt der fröhlichsten Zärtlichkeit. War's schönes Wetter, so wurde ausgefahren, und keine Mutter konnte stolzer ihr Wägelchen ziehen als Agathe. Seltsam, nun war sie nicht mehr die Menschenfeinde von ehedem. Es konnte geschehen, daß sie selbst Bekannte anredete und sie das Kind bewundern ließ, und es schien ihr, als seien die Leute alle freundlicher geworden. Sie konnte auch so manche gute Eigenschaft an ihnen entdecken; denn sie begegnete ihnen mit einem glücklichen Herzen. Freilich mußte sie auch hie und da einen rohen Spaß anhören, der sie dann in die Seele des unschuldhigen Kindes hinein verlegte.

An Regentagen war's vielleicht noch schöner; denn da hatte sie die Kleine wirklich ganz für sich. Da konnte sie den Brei für sie kochen, sich zu ihr auf den Boden setzen und allerlei Spielzeug vor ihr ausbreiten, das sie — mit wie süßer Freude! — für sie gekauft, oder das Bettchen weich für sie bereiten zu einem wohligen Mittagschlafchen. Und während sie bewundernd und glücklich vor dem Bettchen saß, sang sie an, leise zu summen, und manchmal sang sie ein altes Volkslied, das sie irgendwo gehört hatte. Das hieß:

Uf em Berge, da geht der Wind,  
Da wiegt die Maria ihr Kind  
Mit ihrer schlohengelweißen Hand;  
Sie hat auch dazu kein Wiegenband.  
„Ach, Joseph, lieber Joseph mein,  
„Ach, hilf mir wiegen mein Kindelein?“  
— „Wie kann ich denn dir dein Kindelein wieg'n?  
Ich kann ja kaum selber die Finger biege'n!“  
— „Schum, schei, schum, schei!“

Ein einziger Stachel saß in dem Glück: daß das Kind nicht ihr ganz allein gehörte. Es war ihr jedesmal eine Be-  
raubung, wenn sie es wieder nach Hause abliefern mußte; manch-  
mal litt sie förmliche Gewissensqualen, wenn sie die Kleine  
wieder der sorglosen Pfliegerin übergab. Oft sann sie darüber  
nach, wie sie sich ein Recht auf das Kind verschaffen könnte . . .  
bis ihr der Zufall zuhülfe kam.

Fillemann zog in eine andere Stadt, wo er mehr Verdienst  
zu finden hoffte. Als er dies Agathen mitteilte und sich ein  
tödlicher Schreck auf ihrem Gesichte malte, sagte er mit rohem  
Lachen: „Den kleinen Balg, an dem du so den Narren gefressen  
hast, kannst du meinetwegen behalten; wir haben noch genug  
Mäuler zu stopfen!“ Wer war froher als Agathe! Ihre erste  
Sorge war, nach einem andern Verdienst auszuheben, um bei  
dem Kinde daheim bleiben zu können. Sie suchte Arbeit als  
Flickerin und Nachstickerin. Freilich, der Erwerb fiel geringer  
aus als in der Fabrik, weil sie nicht regelmäßig Aufträge  
bekam; allein sie schränkte sich gerne ein, wenn nur die Kleine  
nicht zu entbehren brauchte. In ihr dünkte sie sich reich wie  
eine Königin. Wer hatte eine lieblichere Schlafmusik als sie,  
wenn sie, das Wägelchen an ihr Bett gezogen, den leisen Atem-

zügen des Kindes lauschen konnte, wer ein froheres Erwachen  
als sie, wenn sie von den allerliebsten stammelnden Lauten  
oder dem klingenden Lachen ihres Lieblings geweckt wurde!  
Und als Leni die ersten Schritte machte, erst furchtsam und  
unbeholfen, nach und nach mutig und freudig, war es nicht  
ein stolzes Ereignis? Wie voller Reiz war doch das Leben!  
Jeder Tag brachte neue Entdeckungen und — neue Triumphe  
für ihr liebendes Herz; denn das Kind zeigte eine große, schmie-  
gsame Zärtlichkeit für seine Pfliegerin. Wie schnell rannen  
Agathe die Stunden, wenn sie am späten Abend noch saß und  
an den kleinen Kleidungsstücken nähte! Sie hatte einen Schirm  
über dem Wägelchen aufgespannt, damit der Schein des Lämp-  
chens nicht auf das schlafende Kind falle. Ab und zu, wenn sie  
eine Fliege summen hörte, erhob sie sich auf den Zehenspitzen  
und schlich zum Bettchen, um die Störerin zu verheuchen.  
Da konnte sie denn lange in Betrachtung versunken stehen vor  
dem Schwarzköpfchen, dem der Schlaf so schöne rote Wäckchen  
malte und so lustige Häufchen ballte. In solchen Augenblicken  
hätte ihr niemand mehr etwas zu schenken vermocht. Wenn  
sie dann spät nach Mitternacht das Lämpchen löschte, da blickte  
sie mit dankbarem Herzen zum besternten Himmel auf. Wie  
gut war alles gekommen!

Das Stübchen hatte die Miene gewechselt wie die Herrin.  
Alles schaute gemütlicher drein. Am Fenster staken schmale,  
saubere Vorhänge, auf dem Gesims stand ein Blumentopf, an  
den Wänden hingen bunte Bilder, die von der Kleinen reich-  
lich bewundert wurden. Früher hatte hier alles kahl und ver-  
nachlässigt ausgesehen. Freilich, mit einem unzufriedenen, freud-  
losen Herzen versucht man sich nicht behaglich zu machen. Da  
fühlt man sich nicht als Bürger und Einwohner im Leben,  
sondern als widerwillig Zurückgehaltener, der sobald als mög-  
lich den unangenehmen Aufenthalt hinter sich haben möchte!  
Wozu denn Anstrengungen zur Ausschmückung?

Das Kind war dreijährig geworden, trug Möckchen und  
Stiefelchen und sprang wie ein Wiesel davon, wenn Agathe  
es zum Spaß haichen wollte. Da kamen eines Tags die  
Schwestern von ihren Dienstplätzen in der Stadt auf Besuch.  
Sie hatten sich verfeinert. Marie trug eine hellblaue Jacke  
und einen Filzhut mit fest aufstrebender Feder; Amalie hatte  
auf ihrem blauen Samteinjak eine silberne Kette prunken.  
Sie wußten nicht genug von ihrem Leben in der Stadt zu  
rühmen. Jede wollte die noblere Herrschaft haben. Freilich,  
Arbeit gab's genug in der Woche, dafür aber das keine Essen  
und gebildeten Umgang! Es schien beide Ueberwindung zu  
kosten, von dem einfachen Gericht aus zimmerem Teller bei  
Agathe zu essen. Amalie erzählte von den schönen Sonntag-  
nachmittagen mit dem Malergefell, der sie bald das, bald dort-  
hin ausführe und mit Geschenken nicht karge.

„Hat es auch Kinder in euerm Hause?“ fragte Agathe.  
„Leider ja!“ lautete die Antwort bei Marie. „Die Krabben  
sind einem doch oft lästig; bald wollen sie dies, bald das.  
Was es nur zu pugen und aufzuräumen gibt ihrerwegen, und  
manchmal, wenn man endlich freie Zeit hätte, da kommen sie  
erst noch und wollen unterhalten sein! Da hast du's doch  
schön, Amalie, bei deinem kinderlosen Ehepaar!“

„Nanu,“ meinte diese, „alte Leute sind manchmal auch  
wunderlich! Da muß man viele Krankengeschichten anhören;  
ich glaube, das ist eigentlich zwischen meinem Ehepaar die  
einzige Unterhaltung. Am Morgen will keines von beiden  
geschlafen, aber jedes das andere schnarchen gehört haben; er  
nimmt Essenzen, sie braucht Pillen, und manchmal scheinen sie  
mir fast eiferfüchtig darauf, wer von beiden den schönern Schnupfen  
habe. Ja, wenn mein Karl nicht wäre, der mich an den Sonn-  
tagen wieder aufheitert, da wäre es oft langweilig!“

Dann erzählten sie von andern Bekanntschaften, von Kleider-  
moden, von Abendunterhaltungen, — nur von ihren Krispar-  
nissen schwiegen sie. (Schluß folgt).

## Die Bankunst als Ausdruck der Kultur.

Nachdruck verboten.

Mit sechs Abbildungen.

Weißt du, was man unter schön versteht? Ich nicht, höch-  
stens kann ich sagen, ob ein Ding, da, wo es ist, schön  
ist oder nicht. Aber frage den Schulmeister, er wird es dir  
sagen: Schön ist, was sauber und ohne Flecken ist, was glatt,  
gerade, regelmäßig und symmetrisch ist, was glänzt, was ver-

ziert ist und viel gekostet hat. So muß es wohl sein; denn  
geh' das Dorf entlang und frage die Leute nach dem schönsten  
Haus im Dorf, und sie werden dir alle übereinstimmend mit  
dem Schulmeister sagen: Außer der „neurenovierten“ Kirche ist  
das Schulhaus unser schönstes Haus. Und in der Tat, es



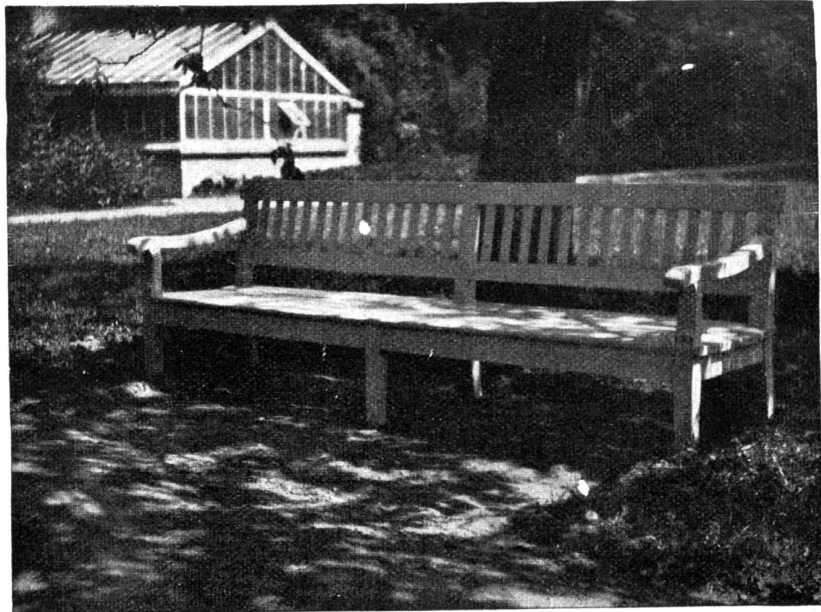


Im Rothberggarten zu Zürich.  
Nach dem Aquarell von Julius Stadler, Zürich.



stimmt! Es ist von korrekter Regelmäßigkeit wie ein artiges Kind, kein Baum stört den freien Ausblick auf allen Seiten. Ein Palast ist es beinahe; denn siehe, es hat im Erdgeschoß eine Art Rustika, aus Zement zwar bloß, die Eisenen an den Eckanten sind aus Kunststein mit gelben Backsteinschichten dazwischen, und die vielen großen Fenster haben profilierte Umrahmungen. Freilich, wo die Treppe schief durch die Fensterfläche schneidet und wo im Innern das Licht von rechts einfallen würde, da hat man mit sogenannten blinden Fenstern der Regelmäßigkeit nur halbwegs gerecht werden können; denn es wäre doch Sünde gewesen, die Fenster des Treppenhauses da anzubringen, wo man sie braucht, und die große Wandfläche glatt stehen zu lassen, wie etwa bei den Bauernhäusern.

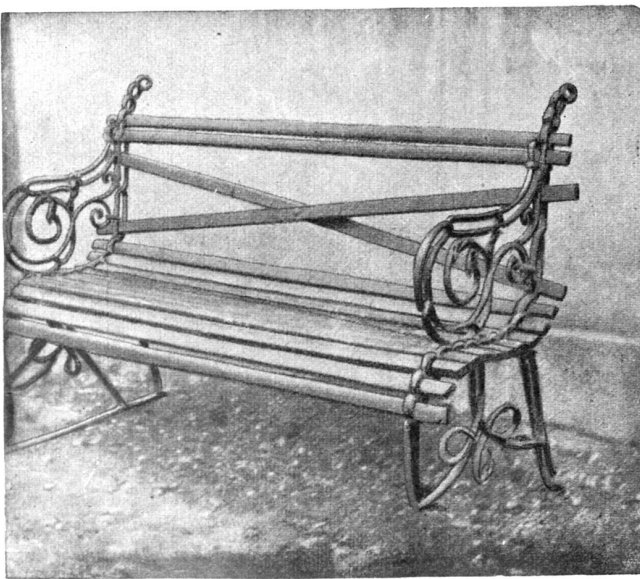
Ein klassisches Steingefims, aus Holz zwar bloß, begrenzt das sanft ansteigende mit blauen und violetten Schiefern gemusterte und von einzelnen Zinklufarn belebte Dach. Gelblich-bläulich-rötlich-grünlich heißt der Farbenakkord des Ganzen. Alles in allem ein nobles Haus! Die alten, ehrlich derben, aber daseinsfrohen Bauernhäuser müssen sich ordentlich schämen vor dem städtischen Kollegen, der ihnen da gleichsam als Leuchte hingepflanzt worden ist. Im gleichen Sinn ist das alte bescheidene Kirchlein umgebaut worden. Aber es stellt jetzt etwas vor mit seinem Aufputz innen und außen. Und längst hat es den Vorstand des Verschönerungsvereins nicht schlafen lassen, daß der altmodige Dorfbrunnen mit der Empirevase und den Guirlanden der Würde der fortschrittlichen Gemeinde nicht mehr entspreche, und er hat ein reich mit Muschelwerk verziertes Zementbecken herstellen lassen, mit einer Säule verbunden, natürlich in Granitimitation; nur der „Marmorlöwe“ auf der Säule ist aus Zink, und alle Welt ist entzückt über den schönen und dazu so billigen Brunnen. Jetzt halten es aber der Metzger, Bäcker und Grobist nicht länger aus hinter ihren kleinen Fenstern; Spiegelscheiben von soundsoviel Quadratmetern müssen herein, wenn sie auch durchaus nicht Bedürfnis sind und zudem das Lokal zum Frieren kalt und ungemütlich machen, elegant sehen sie eben doch aus. Der große Düngerhaufen seitwärts davon, einst ein Objekt des Stolzes, steht zwar jetzt



Beispiel einer Gartenbank. Aus Schulze-Naumburg, Kulturarbeiten Bd. II: Gärten, Abb. 151.

etwas eigentümlich aus und hat an Ansehen eingebüßt. Nun, wenn die neue Fabrik im englischen Sheddauftstil vollendet sein wird, hat ihn sein Besitzer auch gar nicht mehr nötig. Ja, und neben der Fabrik soll eine Villa gebaut werden, so schön, daß manche in der Stadt nicht schöner sein kann, mit Erfern, Türmen, Verandas, Balkons, mit verzierten Steinen, gedrechselter und gefähter Holzarchitektur, nicht nur nach einem Stil, sondern in den Formen von sieben Stilarten. Daneben wird ein Garten angelegt mit Grotten, einem künstlichen Vierwaldstättersee, mit Naturholzbänken und -brücken, Zwerglein, Mehllein, leider nur wenige Quadratmeter groß, aber dafür um so reichhaltiger.

Und du hast wirklich ernsthaft zugehört und hast weder gelächelt, noch ist dir die Zornesader angeschwollen darüber, daß ich nicht einen schlechten Witz, sondern leider Wahrheit berichtet habe, wie es nicht nur in einem Fall und an einem Ort, sondern wie es hundertfach geschieht in unserm Lande! Es ist im höchsten Grad bedauerlich zu sehen, wie sich der Bauer städtisch zu gebärden sucht, daß er nicht mehr stolz ist auf sein wie aus dem Boden gewachsenes, hochgegiebeltes Fachwerkhäus, das ihm der Städter dafür aus bloßer Neuerungssucht in der Stadt nachmacht, daß man meint, an die neuzeitlichen Einrichtungen für Bequemlichkeit, Gesundheit, Feuersicherheit zc. allen gefunden, traulichen Heimatscharakter drangeben zu müssen, daß man schweres Geld wegwirft für elende, kindische Spielereien, die man Verzierungen nennt, und kein Geld hat für das Echte und Einfache, das ewig gut bleibt, daß man das scheinende Surrogat dem scheinbar anspruchsloserechten Material vorzieht, und daß diese ganze schreiende, gefallbüchtige und gehaltlose Art den Leuten noch Freude macht! Es ist allerhöchste Zeit, daß man die Sünden erkennen lernt, die man in Unwissenheit und Geschmacksroheit begeht; dann aber kann es besser werden; denn der Lehrmeister ist nicht weit, er ist schon dort um die nächste Ecke herum. Da steht noch ein Haus von anno 1800 etwa, einfach, mit wenig Verzierung, aber jeder Zoll ein Gentleman. Schon die Art, wie das Dach in großen Flächen über das Haus gezogen und in weichen Linien gebrochen ist, gibt dem Ganzen eine große, ruhige Silhouette. Die Mauerflächen und Fenster sind fein proportioniert und der Eingang freundlich und einladend, die Farben der Materialien untereinander und zu ihrer Umgebung in angenehmem Kontrast. Nirgend ist ein hohler Effekt oder kindischer Witz gesucht, sondern ruhig, wie selbstverständlich ist alles geworden. Das ist



Gegenbeispiel einer Gartenbank. Aus Schulze-Naumburg, Kulturarbeiten Bd. II: Gärten, Abb. 152.



Beispiel eines freistehenden Wohnhauses. Aus Schulze-Naumburg, Kulturarbeiten Bd. III: Dörfer und Kolonien, Abb. 140.

Schönheit; denn auch das Innere entspricht vollkommen dem Zweck, den der Erbauer haben wollte. Die heutige Zeit verlangt vom Baukünstler Originalität um jeden Preis, er soll etwas Besonderes machen in der langen Flucht der Häuser, oder an der Landstraße soll man es gleich sehen: Aha, da ist dem Maier sein Haus, der ist aber ein Mordskerl! Originelles, d. h. Ursprüngliches, nicht Nachtretendes zu leisten, ist für ein Genie gerade recht; aber wenn der Zimmermann und der Maurermeister originell sein wollen, dann geht meistens der Geschmack mit ihnen durch. Und doch sind die vielen prächtigen alten Wohnhäuser in Stadt und Land, die gemütlichen Landkirklein und stolzen Rathäuser vielfach nicht von Architekten, sondern nach Rissen von Handwerksmeistern erbaut worden. Weshalb konnten sie das? Sie hatten die guten Vorbilder ihrer Vorfahren, die Tradition, und taten von ihrem eigenen Ingenium nur soviel dazu, als für den betreffenden Fall schicklich war. Genie steckt aber manchmal auch in einem Zimmermeister, und ein solcher konnte und kann schon einen tüchtigen Ruck wagen.

Man findet heute die Meinung überall verbreitet: ja, ein Rathaus, ein Museum, eine Bank, eine Villa, die seien leicht schön zu bauen, aber ein Magazin, eine Gasfabrik, ein Schlachthaus, ein Turbinenhaus, ein Arbeiterhaus, diese müssen von vornherein auf allen ästhetischen Reiz verzichten. Und doch wäre es viel wichtiger, daß wir uns Mühe geben würden, gerade diese sogenannten Nutzbauten, die ja doch die große Mehrheit aller Bauten bilden, so zu bauen, daß sie nicht die Gegend durch ihre brutale Gegenwart aller Stimmung berauben! Mit denselben Mitteln und Verwendung neuzeitlicher Konstruktionen und Materialien, aber etwas mehr Aufwand an künstlerischem Wollen ließen sich solche Bauten ebenso praktisch, als gefällig und charaktervoll herstellen. Es wäre müßig, das zu fordern, wenn nicht durch die Tat einiger hervorragender Architekten bewiesen wäre, daß man mit den verhältnismäßig einfachsten Mitteln Nutzbauten erstellen kann, die durch ihren künstlerischen Entwurf weit erfreulichere Architekturwerke sind, als manche prätentöse und luxuriöse Post-, Bank- und andere Paläste. Es wäre nur zu wünschen, daß im Geiste eines Messel, March, Hoffmann in Berlin, eines Hocheder, Gräpel, Thiersch in München, eines Fischer in Stuttgart, Gull in Zürich und vieler anderer nicht nur zahlreiche

junge Architekten projektierten, sondern ebenso viele Bauherren, seien es Private oder Behörden, gebaut haben wollten. Die Schöpfungen dieser Meister sind aus dem Zweck heraus geboren, sie stehen auf der örtlichen Ueberslieferung, sofern noch eine da ist, und bringen nur Neues, wo das Alte unzulänglich ist. Der Zweck gibt den Stil an, die Notwendigkeit erst läßt neue Formen entstehen. Dann können auch unsere Personen- und Güterbahnhöfe, die Bahnhofstraßen, die Tramwayhallen, Zeitungsfioske, Gasfabriken, Schlachthäuser, Maschinenhallen u. i. w. augenienießerbar werden. Und wenn es wahr ist, daß in schönen Gegenden ein freundlicherer, besserer Volkschlag zu finden ist, dann muß der heilsame Einfluß, der von der ästhetisch einwandfreien Umgebung durch unser Auge in unser Gemüt strömt, bald wohlthuend bemerkbar werden. Es ficht mich wenig an, wenn ich ein schlechtes Buch oder Bild sehe; ich lese es nicht, gucke dran vorbei; aber das häßliche oder schöne Haus, an dem ich auf dem Weg zur oder von der Arbeit täglich vorbeigehen muß, das wirkt täglich niederdrückend oder erhebend auf mich ein.

Aber außer dem, was wir Neues produzieren, haben wir noch Sorge zu tragen zu dem, was unsere Vorfahren uns hinterlassen haben, den prächtigen alten Dorf- und Städtebildern, die oft durch eine schneöde Tramremise oder einen sezessionistischen Modebazar total zerstört werden. Und doch bilden eben diese charakteristischen Ansichten rein kaufmännisch betrachtet, ein Kapital, das sich schon durch den Besuch der zahlreichen Fremden verzinst. Unter dem Schwarm der Fremden sind eben manche, die am leiblichen und geistigen Wohl der Menschheit arbeiten, und nicht nur in unsern Bergen, sondern auch in unsern Behausungen, Dörfern und Städten Kraft und Anregung schöpfen wollen. Dabei sind wir selbst durch das gefühllose Niederreißen und Neuaufbauen auf dem besten Weg, ein Pflänzchen auszurotten, dessen wir uns so gerne rühmen, mit dem wir wohl auch an Festen prahlen: die Heimatsliebe. Es dürfte für manche größere und kleinere Stadt bei uns vorbildlich sein, was jetzt einige deutsche Stadtverwaltungen getan haben: bei allen Fragen, die auf das Stadtbild Bezug haben, nicht nur den Techniker, sondern auch den Künstler, sei er nun Maler, Architekt oder Ingenieur, zu Wort kommen zu lassen.

Bevor man Buße tun will, muß man, wie schon gesagt,



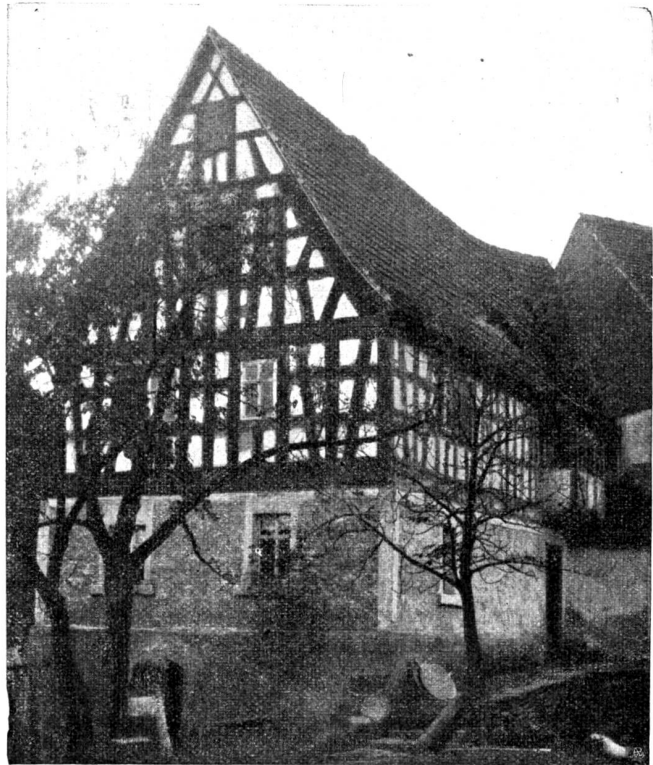
Gegenbeispiel eines freistehenden Wohnhauses. Aus Schulze-Naumburg, Kulturarbeiten Bd. III: Dörfer und Kolonien, Abb. 141.

seine Sünden einsehen, und wer sich nicht fürchtet, wenn es ihm wie Schuppen von den Augen fällt und ihm vielleicht jetzt sein Heimatsstädtchen, sein eigenes Haus, sein eleganter Salon, sein ganzer Wust von „Kunst-sachen“ nicht mehr gefällt, weil eben nirgends ein künstlerisches Atom drin ist, der lese die vortrefflichen Bücher von Paul Schulze-Naumburg.

Es sind bis jetzt erschienen: Paul Schulze-Naumburg, Kulturarbeiten, herausgegeben vom Kunstwart, Georg D. W. Callwey, Kunstwartverlag München, Band I: Hausbau; Band II: Gärten; Band III: Dörfer und Kolonien. In Vorbereitung sind Band V: Kirchen und Friedhöfe; Band VI: Technische Bauten, Straßen, Brücken; Band VII: Burgen und Schlösser; Band VIII: Moderne Bauten; Band IX: Innenräume und Baumaterial; Band X: Pflanzen, Bäume, Forste.

In vorzüglichen Photographien werden vorbildliche Bauwerke als Beispiele und hierzu die typischen Gegenstücke als Gegenbeispiele vorgeführt. Dabei gibt ein überaus anziehend geschriebener Text die nötigen Erklärungen für solche, die noch nicht selbst sehen, und die stets bereit gehaltenen „Ja, aber“ der sogenannten Praktiker finden entsprechende Berücksichtigung. Daß es nicht nur das Alter der Bauwerke ist, das uns bezaubert, sondern die Sache selbst, zeigt auch das Gegenüberstellen guter und schlechter Bauten aus unserer Zeit. Ein-sichtige Leute haben diese Bücher als eigentliche Befreier von der Tyrannei der Häßlichkeitspraktiker und Progbauemeister aufgenommen, und ich kenne hervorragende Architekten, die ihren Bauherren erst diese Bücher in die Hand geben, ehe sie ihnen Pläne anfertigen. Daß es gerade ein Maler ist und zwar ein bedeutender Landschaftler, der zuerst und laut Protest erhebt gegen unsere heutige angekränkelte Baukunst, ist nicht zu verwundern; denn wie oft ist es schon dagewesen, daß erst ein besonders empfindliches Auge eine Wahrheit entdecken mußte, an welcher vorher Tausende achtlos vorübergingen.

Mit gütiger Erlaubnis von Verfasser und Verleger sei hier einiges aus den genannten Büchern mitgeteilt. Aus Band II: „Die Bank ist einer der wichtigsten Teile des Gartens; denn sie bezeichnet den Ort geistlicher Zusammenkunft oder behaglicher Ruhe im Garten. Außerdem sitzt man darauf. Alle älteren Gartenbänke verkörpern diesen Zweck. — Man strich sie weiß, manchmal mit einem Stich ins Grüne. Diese Farbe hob sie nicht allein leicht erkennbar von ihrer dunkelgrünen Umgebung ab, sondern sie bildete auch einen freundlichen Farbenakkord mit ihr. Heute streicht man die Gartenbänke meist



Beispiel eines Fachwerkhäuses. Aus Schulze-Naumburg, Kulturarbeiten, Bd. III: Dörfer und Kolonien, Abb. 56.

„holzfarben“, macht sie dadurch unerkennbar und hebt den Akkord auf. Abb. 151 ist das Bild einer alten Gartenbank oder doch der Replik einer solchen. Abb. 152 ist die „reichverzierte“ Bank aus Gußeisen, wie sie eine Zeit lang in allen Gärten und öffentlichen Anlagen zu finden war. Heute ist man noch naturalistischer geworden. Man macht die Bänke am liebsten ganz aus rohen Stämmen. Welche entsetzliche Stillosigkeit es ist, zu menschlichen Formen Naturformen zu verwenden, die etwas ganz anderes ausdrücken, davon war schon eingehend die Rede . . .“

Aus Band III: „Noch viel zu wenig ist aber die Erkenntnis aufgegangen, daß die einfachen unverzierten Gestaltungen für die Architektur von keinem geringen Wert sind. Meine eigene Ueberzeugung ist sogar die, daß sie für uns heute wichtiger sind. Erstens deswegen, weil der weit größere Teil der praktischen Aufgaben von heute aus wirtschaftlichen und andern Gründen auf jeden vertuernden „Schmuck“ verzichten muß, und jene unverzierten alten Bauten eine eindringliche Ermahnung vorstellen, daß auch ohne hinzutretende Ornamentenschmuckformen das Haus in seiner Gesamtheit ein „Schmuck“ sein kann. Zweitens, weil auch schon in jenen älteren Zeiten die reichgeschmückten Häuser nicht immer die beste Gestaltung repräsentierten. Ein wirklich häßliches Progenium konnte damals bei dem wundervoll geschulten Handwerk nicht recht zum Ausdruck kommen; denn auch die oft recht unnötig überladenen Fassaden, Türen, Balken und Füllungen waren stets mit so viel echtem Kunstgefühl ausgeführt, daß dies letztere mit allem veröhnt. Aber man muß endlich einmal aufhören, den Wert historischer Bauten nach der Zahl ihres Schmuckes einzuschätzen.“

„Ganz besonders lehrreich ist der Vergleich von diesem Hause Abb. 140 mit 141, weil hier die Raumdistribution Teil für Teil absolut identisch ist und trotz alledem der Eindruck beider Häuser verschieden ist, wie Tag und Nacht. Bei beiden



Gegenbeispiel eines Fachwerkhäuses. Aus Schulze-Naumburg, Kulturarbeiten, Bd. III: Dörfer und Kolonien, Abb. 57.



Häusern zwei Stockwerke mit je fünf Fenstern. Bei beiden Häusern die Tür unten rechts. Bei beiden massive Giebel mit zwei Kammerfenstern darin, bei beiden die Schornsteine hinter der Firsflinie. Und doch ist bei Abb. 141 alles versucht und bei Abb. 140 alles gut. Um ein solches Haus säufeln die Winde, über ihm lacht der Himmel, ziehen die Wolken. Es steigt aus der Erde wie eines ihrer Produkte, das dort wachsen mußte, so natürlich wie die Bäume neben ihm. In einem solchen Hause wohnen Menschen, an ein solches Haus können

sich ihre Schicksale anknüpfen. Ein solches Haus kann ihnen Heimat werden. — An einem schnöden Kasten wie auf Abb. 141 wächst nichts an. Kein Baum, kein Heimweh. Hart, kalt und beziehungslos steht es in der Landschaft, und nur ein beengendes Gefühl kommt uns vor demselben auf, daß Menschen darin eingesperrt werden können.

Möchte die Frucht, die aus diesen „Samenförnern“ wächst, bei uns bald reifen!

Robert Rittmeyer, Winterthur.

## Aus bewegten Tagen.

Von Rudolf Kelterborn, Basel.

(Fortsetzung).

Die Situation ließ es indes nicht zu, daß man lange ohne Gespräch blieb; denn trotz der Unwirklichkeit der Gegend und der Jahreszeit fehlte es nicht an Verkehr, und alles deutete auf den in nächster Nähe tobenden Krieg. Militärfourgons zur Beschaffung von Lebensmitteln für die Truppen an der äußersten Grenze machten mehr als einmal dem Privatwagen den Weg streitig; ab und zu sprengten auch Ordonnanzen vorüber. Alles hatte Eile, alles hatte einen festen Zweck im Auge. Da die Geistlichen in ihrem südländischen Dialekte abermals unter sich vom Ende der Welt und ihren diesbezüglichen Reiseerinnerungen zu reden begannen, knüpfte der Lieferant, des Wagenfahrs überdrüssig, hier an und meinte, auch da, in dem gottverlassenen Jura, der für Wölfe und nicht für Menschen gemacht sei, könnte man meinen, man sei am Ende der Welt. Man kam so auf die nächsten Aussichten zu reden. Niemer verteidigte die Ansicht, Frankreich habe noch Millionen von Soldaten, der Krieg sei erst recht im Anfang, bis in wenigen Tagen werde man hören, daß die Südmarmee von Besançon aus nach Belfort und von da in Süddeutschland eingedrungen. In Basel habe ers ganz bestimmt gehört, daß in Altkirch und Mülhausen sicher auf diesen Fall gerechnet werde, es sei schon alles zum Illuminieren eingerichtet; in Freiburg im Breisgau gehe man alle Nacht mit Schrecken zu Bette. Der Viehhändler meinte, er sei neutral, die Hauptsache sei, daß der Krieg noch eine gute Weile währe; denn jetzt sei Geld wie Laub zu verdienen; eine schönere Geschäftszeit habe er noch nie erlebt. Er wies eine Handvoll blankes Gold und sprach: „Das hab ich an einem einzigen Transport gewonnen! In andern Zeiten muß man sich die Lunge aus dem Leibe rennen, bis man nur elende hundert Fränkeln beieinander steht.“

Das erinnerte Niemer, daß eigentlich auch er sich auf einer Geschäftsreise befand. Allein es blieb nicht lange Zeit zum Nachdenken; die Franzosen gaben auch eine Erklärung ab, und die lautete einmütig dahin, der heilige Vater habe das Unglück Frankreichs vorausgesehen; es sei nichts als eine Zuchttrute Gottes für den Unglauben, der in Stadt und Land überhandnehme, und wenn es wirklich dazu kommen sollte, wie man in den Zeitungen lese, daß die Italiener, diese Söhne der Hölle, in der heiligen Stadt einrücken und den Papst gefangen nehmen, so solle sich nur niemand verwundern, wenn Frankreich von der Erde weggeschwemmt würde mit Feuerflüssen, wie Sodom und Gomorrha geschehen.

Endlich hielt der Wagen in St. Croix. Was nun? Der Lieferant war bald aus den Augen verschwunden, er suchte über Les Granges nach Pontarlier zu kommen. Die Klosterleute, begierig, nähere Erkundigungen einzuziehen, verabschiedeten sich kurz mit einem bedeutungsvollen: «Au revoir à la fin du monde!»

Das war bald vergessen; denn beim Posthaus stand trotz des Schneegestöbers eine dichtgebrängte Menschenmenge, Zivil und Militär bunt durcheinander. Eine Depesche von Paris war eingelaufen, laut der ein Waffenstillstand bevorstand. Noch wichtiger war die Nachricht, die von den Montagnards, die von Les Fourgs herunterkamen, gebracht wurde, daß man schießen höre, ein langes Rollen, in der Richtung vom Fort de Jour und Pontarlier. Niemer war klug genug, sich unter solchen Umständen so schnell wie möglich nach Dach und Fach umzusehen. In dem von Offizieren und Amtspersonen angefüllten Hotel war von Unterkunft keine Rede; doch garantierte ihm der Wirt, sobald er nur den Namen Nestel hörte, ein Zimmer in einem befreundeten Privathaus, für Speis und Trank sei unter allen Umständen gesorgt. Das ließ sich hören. Es ward akzeptiert und im Feldherrnton Auftrag gegeben, für die nachkommenden Musterkoffer Raum zu schaffen und einen Knaben zu stellen, der dem Ortsneuling Weg und Steg weisen könnte.

Allein mit dem Aufsuchen der Geschäftshäuser und dem Nachfragen nach weiteren Reisegelegenheiten hatte es gute Wege. Alles hatte den Kopf voll von Kriegs- und Einquartierungsorgen: die Männer waren im Dienst oder im Wirtshaus, um Neuigkeiten abzuwarten, die Frauen überaus mißtrauisch und zurückhaltend. Man wollte den Lauf der Dinge gewärtigen. In Pontarlier hieß es nun plötzlich, und nicht in Belfort stehe die große Entscheidung bevor.

„Was treibst denn du da?“ ließ sich plötzlich die Stimme eines Artillerieunteroffiziers vernehmen.

Niemer sah sich um. Erst nach einigem Staunen erkannte er in dem durch den kurzen Dienst schon ziemlich kriegerisch dreinschauenden Gesicht einen Welschlandfreund. Die Begrüßung war eine herzliche. Zehn Minuten später saß man hinter der Plache. Das konnte man keinem von beiden übelnehmen. Dem Artilleristen war es zu gönnen, daß er nach einem angestrengten Marsch auf hocheingeschneiten Wegen, ein Stündchen Rast machen konnte, da er ja jede Minute gefaßt sein mußte, mit seiner Batterie nach Les Granges oder Buttes

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.